



Die schönsten Berge hat die Schweiz: Hermann Hesse liebte ihre Landschaften, kam vor lauter Briefkorrespondenz allerdings kaum zur Erholung.

Foto Seeger-Press

## Die totale Therapie

Mit Hermann Hesse genesen: Eine Tagung in Sils zeigt den Autor als fleißigen Meister der brieflichen Seelsorge

SILS, im Juni Wälder, in denen die eingefangene Wärme des Tages wie Honig hängt; Wolken, die über ihnen schwimmen und tanzen; Wasser schließlich, das in tiefen Seen die blaue Ferne spiegelt – das sind die süßen, die sehnsüchtig machenden Sprachbilder Hermann Hesses, die sein Werk durchziehen, wo man es auch aufschlägt. Sehnsüchtig machen sie wohl universell (nicht auszuschließen, dass demnächst „Siddharta“ auch auf dem Mars gelesen und „Das Glasperlenspiel“ ins Klingonische übersetzt oder von David Lynch verfilmt wird) – aber am besten nachempfinden kann man diese naturreligiösen Eindrücke wohl dort, wo sie zumeist entstanden sind: in der Schweiz. Lag Hesses Lebensmittelpunkt zwar lange im tessinischen Montagnola, empfand er doch als „wohl die schönste, am stärksten auf mich wirkende“ Landschaft, die ihm „schicksalhaft zugeordnet“ sei, das obere Engadin.

Im Hotel „Waldhaus“ in Sils, wo er sich sommers wie winters gern erholte, hält man, um dem Autor besonders nahe zu kommen, seit dreizehn Sommern die „Silsener Hesse-Tage“ ab, eine Konferenz mit akademischem Anspruch, die aber auch sehr anschaulich an Leben und Werk heranführen will. Sie ist eingebettet in den Luxus eines Fünfsternehauses, in dem so ziemlich alle Probleme der Welt sich durch einen Anruf beim Concierge lösen lassen – was einen schon etwas schuldbewusst machen kann, wenn man bedenkt, dass Hesses Landstreicherfiguren oft nur einen Kranten Brot im Rucksack hatten. Aber eingebettet ist sie eben auch in die unvergleichliche Natur, die nicht nur seine Wanderergeschichten, sondern sein ganzes Denken und Schreiben so massiv geprägt hat. Den weichen nadelgepolsterten Boden unter den Füßen spüren, in der Mittagssonne auf einer Bank eindösen, ja sogar sich bei der Rast ein kleines Feuer machen, nur um seinem Rauchföhnchen zusehen zu können, wie Hesse es mehrfach beschreibt: All das ist tatsächlich möglich auf den Pfaden um den Silser See, auch heute noch.

Im Hotel bei Tischgesprächen über Yin und Yang, Arvenschnaps oder Alphörner aus Mondholz, also solchem Holz, das bei Vollmond geschlagen wurde und daher einen magischen Ton erzeugt, wird der Geist in höhere Sphären entrückt, zumal

wenn alle Stunde vor dem Fenster eine Pferddecke mit Glöckchen vorbeiklingelt, die wohl ins süße Jenseits unterwegs sein mag. An einem solchen, 1800 Meter hoch gelegenen Rückzugsort kommen zwangsläufig auch Zaubergesankten, ziemlich belustigende etwa, als es einmal heißt, dass Hermann Hesse in diesem Hotel 370 Nächte verbracht habe und eine Frau darauf fragt: „Am Stück?“ Die Vorstellung von Ferien für immer liegt hier in der Tat nicht fern, es sind diese Hesse-Tage also eine ganzheitliche Erfahrung, totale Therapie.

Die Veranstaltung als Luxustourismus mit literarischem Alibi abzutun würde ihr aber bei weitem nicht gerecht. Der therapeutische Aspekt erhielt bei der diesjährigen Tagung denn auch eine spezielle Bewandnis, die selbst solche, die über Hesse schon alles zu wissen meinen, überraschen könnte. Dass Hesse sein Werk immer auch zur Selbsttherapie gedient hat, wie Volker Michels, Mitveranstalter und langjähriger Herausgeber von Hesses Gesamtwerk im Suhrkamp Verlag, sagte, war dazu der erste Denkschritt. Dieser fand auch Anklang im Eröffnungsvortrag des Schriftstellers Michael Kleeborg über das „Glasperlenspiel“, in dessen Figuren sich der Autor mannigfaltig selbst gespiegelt und analysiert habe.

Wie sehr sich Hesse aber auch als Therapeut seiner Leser verstand, und zwar in ei-

Womit man sich auch an ihn wandte, Hesse verarztete jeden: Er schrieb vierzigtausend Briefe.

ner tiefempfundenen Verantwortlichkeit für jeden Einzelnen von ihnen, das wurde an den drei folgenden Tagen in Fachvorträgen und szenischen Lesungen zum Thema „Hermann Hesse in seinen Briefen“ vielfach deutlich. Sie zeigten den Autor in einer Rolle, die gerade im fortgeschrittenen Leben seine künstlerische Tätigkeit wohl bei weitem dominierte: nämlich als Ratgeber und „Vertrauensperson für Tausende“, wie es im Vortrag von Volker Michels hieß. Dieser beeindruckte zunächst allein durch Zahlen, denn Michels ließ wissen, dass Hesse in seinem Leben schätzungs-

weise vierzigtausend Briefe geschrieben hat, von denen nur ein Bruchteil publiziert ist. Die Briefausgabe, deren ersten Band Michels im vergangenen Jahr herausgegeben hat, ist auf zehn Bände angelegt, und auch sie wird natürlich nur eine Auswahl versammeln. In Sils nun aber kamen auch einmal solche Briefstellen zu Gehör, wie sie für Hesse eben den Löwenanteil der Korrespondenz ausmachten: Antworten auf Bittschreiben aus materieller Not, auf Bitten um Begutachtung oder Förderung literarischer Arbeiten, auf Bitten um Interpretationshilfe (bereits bekannt war ja etwa auch die Bitte eines Lesers an Hesse, ihm Kafka zu erklären) und schließlich auf Wünsche nach Lebenshilfe jeglicher Art, auch bei sexuellen Themen.

Im Jahr 1943 schrieb Hesse einer Leserin, sie solle bloß niemanden mehr ermutigen, ihm zu schreiben, da er täglich zwischen hundert und vierhundert Seiten Briefe zu lesen habe. Nach dem Nobelpreis an Hesse 1946 bis zu seinem Tod seien es dann sogar um fünfhundert Seiten am Tag geworden, so Michels. Sehr viele solcher Schreiben hat Hesse ausführlich beantwortet. Er hat sich sogar eine „Kartothek“ zur Charakterisierung seiner Briefpartner angelegt, um sie in Zukunft schneller einordnen zu können. Da war zum Beispiel eine „Siddharta“-Leserin aus Gera („fanatisch fromm, will mich bekehren“) oder eine andere, die den Autor wissen ließ, sie gedenke für immer Jungfrau zu bleiben. Auch wenn Hesse sich mit der Zeit für manche Fragen gewisse Standardantworten überlegt habe, so Michels, seien die meisten seiner Briefe Unikate. Und wenn ihm ein verzweifelter Jugendlicher schrieb, der sich mit Selbstmordgedanken trug, dann war sich Hesse nicht zu schade, diesem beim Versuch, ihn davon abzuhalten, die Essenz seiner Werke auch nochmal ganz persönlich von neuem zu erzählen.

Warum Hesse, der sich immer wieder auch über die Last des Briefeschreibens beklagte, sich nicht „einfach nicht mehr um den Kram kümmern“ wollte, wie seine Schwiegertochter Isa ihm einmal vorschlug, beantworteten mehrere der Vortragenden in Sils mit einem Hinweis auf seine pietistische Prägung. Hesse habe sich zudem nie dahinter versteckt, dass seine Bücher Fiktion seien, so der Schriftsteller Adolf Muschg in seinem Schlussvortrag, sondern zu ihrem Inhalt wie zu Glaubenssätzen gestanden.

Dass Hesse den Briefkontakt auch dann nicht abbrach, wenn alte Freunde eine ihm völlig entgegengesetzte Richtung einschlugen und etwa zur völkischen Literatur tendierten wie Wilhelm Schäfer oder zu glühenden Nazis wurden wie Ludwig Finckh, zeigten die aufschlussreichen Vorträge von Michael Limberg und

Im Tausch für Socken bot der Autor Typoskripte an. Und selbst auf böse Briefe malte er noch ein Aquarell.

Bernd Kortländer über diese beiden lebenslangen Einzelkorrespondenzen Hesses: Selbst wenn dieser verletzt und hintergangen wurde, blieb er doch bei seinem verständnisvollen, immer auch die Position des anderen zu verstehen suchenden Duktus. Und selbst wenn er dann doch einmal keine Geduld mehr hatte und jemandem scharf die Meinung sagte, relativierte Hesse diesen Affront wieder, indem er auch solchen Briefen eines seiner kleinen Aquarelle als Vignette beimalte. Wie didaktisch Hesse auch mit seinen Mäzenaten umging, erfuh man im Vortrag von Rudolf Probst: So bot der Autor etwa ein Typoskript im Tausch für warme Socken an.

Die familiäre Art der Zuwendung Hesses konnte man dann noch in einer berührenden Lesung aus dem Briefwechsel mit seinen Söhnen Bruno, Martin und Heiner spüren, den Rudolf Guckelsberger und Helmut Vogel vortrefflich ins Leben riefen, sowohl in der harten Auseinandersetzung als auch in der immer wieder großen Ermutigung, die der selbst durch viele Krisen gegangene Vater aussprach.

Eine ironische Pointe der Tagung, die so vielfach Zeugnis von Hesses Engagement zum Wohlbefinden anderer ablegte, war, dass ausgerechnet er selbst zuletzt auch in seinem geliebten Engadin keine Erholung mehr finden konnte: „Wir haben ein wenig Ferien gespielt“, schrieb er 1951 aus Sils. An künstlerische Betätigung sei angesichts der zu erledigenden Korrespondenz gar nicht zu denken. Das Fazit, das er in diesem Brief über sein Wirken als Briefschreiber zog, lautete: „Es hat der Dichtung das Genick gebrochen.“ JAN WIELE